

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

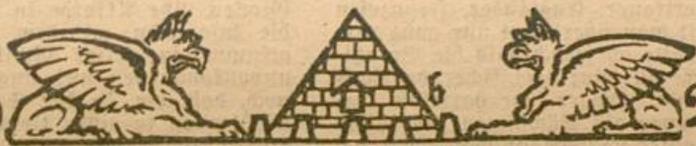
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923**

29.7.1923 (No. 30)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 30



29. Juli 1923

## M. D. / Osterferien in Anacapri.

An einem schönen frischen Frühlingsmorgen, unter wolkenlosem Himmel, rast der Schnellzug über die bayerische Hochebene, faust aber mit hemmungsloser Gewalt den Alpen, dem Süden, Italien zu. Dem hungrigen Deutschen mag es vergehen sein, daß er, da die Erinnerung an das schon früh eingenommene kärgliche Frühstück in München längst verblaßt war, sich, um abermals zu frühstücken, in den Speisewagen begab und sich hier echten Bohnenkaffee mit den köstlichsten frischen mürben Hörnchen samt reichlich Butter und Honig servieren ließ. Und wie der südlich gerichtete Blick in der duftigen Ferne die gewaltigen weißschimmernden Kolosse der Alpen wie einen kaum geahnten phantastischen Traum aufsteigen sah, wie alle die kleinen und großen nagenden Sorgen seines Alltags hinter ihm blieben und verschwanden, und nur Freude und Genuß den Reisenden umgafelten, da dachte er wohl an Schillers Freundschaftsballade und sagte dankbar vor sich hin: „Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn“, gedenkend des alten, lieben und sehr verehrten Freundes, der ihn auf einige Wochen in Sonne und Schönheit eingeladen hatte, um ihn dem grauen Elend seiner Heimat zu entziehen und ihn durch Freude und Glanz zu tonisieren. Bald war der ferne Traum greifbare nächste Wirklichkeit und es verging ein reicher Tag im Anblick der mächtigen, weißhin schnee- und eisbedeckten schimmernden Gebirge, die besonders nördlich des Gardasees wahrhaft groteske gigantische Gestalten annahmen und sich mit den vielfach auf die Höhen gebauten Burgen und Kirchen in phantastischen Silhouetten gegen den klaren Abendhimmel abzeichneten.

Nur eine Unterbrechung des befriedigenden friedlichen Schauens gab es: an der österreichischen Grenze, wo der ganze Zug, Menschen und Gepäck, ausgeleert und der Zollrevision unterworfen wurde. Aus dem getürmten Haufen von Gepäckstücken das eigene herauszufinden, um es dem gestrenghen Auge des Zöllners zu öffnen, war nicht leicht; „dort, das gelbe“ hört man allseits rufen — aber sie waren alle gelb. Szenen aus dem mannigfaltigen Menschenleben spielen sich ab; Blicke ins Seelenleben, auch Eheleben, tun sich auf. Neben grundsätzlichen Humoristen, die das Gedrängel krampfhaft nur komisch nehmen, ein händeringender, geplagter, gehetzter Ehemann mit dem Ausdruck höchster Verzweiflung zu seiner besseren, biedereren Hälfte, leuchtend: „Jetzt habe ich überall gesucht, war da und dort und kann's nicht finden“; mit verächtlichem Blick — er verheißt ihm kein nahe Glück — wendet sich die Dame ab: „Du, natürlich“ und so fort ins Unendliche. Zur Rettung Oesterreichs sei hinzugefügt, daß derselbe Auftritt auf dem Rückweg sich an der deutschen Zollgrenze abspielte, während die österreichische Revision im Zug stattfand und sich bei mir darauf beschränkte, daß der Beamte an meinem Koffer vorbeigehend mit den freundlichen Worten: „No, was hoams denn Schönes mitgebracht aus Italien?“ Schmerzlos und gelassen vollzog sich auch der Übergang ins italienische Gebiet auf dem Brenner. Die stereotypen festlich gekleideten, radmantelummantelten, dreimästerbedeckten Herrn Carabinieri wandeln feierlich auf und ab. Zollsoldaten mit Hahnenfedern

auf der lecken Mütze hüpfen hin und her. Ein alter General, das Gesicht halb verdeckt durch den großen Schirm der Mütze, unter dem nur eine breite gutmütige Stumpfnase und ein wohlwollender grauer voller Schnurrbart hervorsticht, wird freundlich angestaunt, während er sich herablassend mit einem niederen Bediensteten unterhält, ebenso, besonders von der jüngeren Weiblichkeit, der hohelegante, fast phantastisch schöne, unwahrscheinlich glänzend gekleidete, junge, geschmeidige Adjutant, der dem General folgt als dienstbesessener Knappe. Auf dem Bahnsteig ist ein Oesterreicher mit einem Träger in Wortwechsel; ein mitreisender Italiener äußert höhnisch lächelnd: „Sie streiten sich, wie viel Millionen er ihm geben soll.“ Der flüchtig Reisende schöpft seine Urteile aus zufälligen, vereinzelt, zugewetzten Bemerkungen und Erfahrungen; sie brauchen deshalb nicht bindend gültig zu sein. Ich hatte in Italien den Eindruck großen nationalen Uebermuts und einer gleichgültigen, selbst geringschätigen Beurteilung der Deutschen; ein großer Unterschied gegenüber den früheren Eindrücken; damals stand eine Macht hinter dem Deutschen, heute nicht mehr, und die Menschen achten bekanntlich nur die Macht; der Machtlose wird vernachlässigt, er spielt keine Rolle auf dem Welttheater, er ist bedeutungslos, man ist über ihn zur Tagesordnung übergegangen und auf dieser steht: der eigene stolze Aufstieg. Bei der Fahrt durch Oesterreich macht ein Italiener, auf den blauen Himmel deutend, mir gegenüber die Bemerkung: „Italienisches Wetter!“ Man hat auch überall den Eindruck nationalen Wohlstands; vor allem sieht man kaum Bettler mehr, die früher den Aufenthalt in Italien dem Fremden zur Pein machen konnten; ich bin in vier Wochen weder in Neapel, noch Capri, Pompei noch Rom angebettelt worden. Die Gerechtigkeit verlangt, auszusprechen, daß im persönlichen Verkehr der Italiener liebenswürdig, gefällig, hilfsreich ist und es ist mir persönlich nur Angenehmes, sogar viel Freundliches auf Straßen und Eisenbahnen begegnet.

Dämmerung sinkt nieder. Der letzte Eindruck ist die reich bewegte Silhouette Mantuas, von Süden gesehen, mit seinen Kirchen und dem riesengroßen Schloß der Gonzagas, aus dessen Fenstern Isabella d'Este über den melancholischen Minciosee hinträumte — nec spera nec metu.

Wenn sich die Morgennebel lichten, durchfährt der Zug schon südlich von Florenz die lieblichen Gefilde Toscanas, dieses strahlende fruchtbare Hügelland, in dem der Fremde die ersten Pinien und Cypressen, Wahrzeichen Italiens, erblickt. In blauem Duft liegt der Trasimener See — eine Erinnerung an Livius sel. Angedenkens. Näher gegen Rom zu häufen sich die alten, wie verfallenen aussehenden Etruskerstädte, finster aufgebaut an steilen Hängen und Berggipfeln. Bei der Ausfahrt aus Rom hatte ich das farbenschöne Bild eines starken Gewitters, das die Campagna dunkelblau färbte, während zuckende Blitze für Augenblicke die schönen Bogen der Wasserleitungen erblickten.

In Neapel kam ich um 10 Uhr abends an. Nur mit einem gewissen Schauer denke ich an die Einfahrt auf stoßendem rasendem Auto in diese Hölle, in der tausend Passanten schreien

und gröhlen, hunderte von Autos rattern, heulen und pfeifen, Peitschen knallen und Kutscher brüllen; ein Feuerlärm bei uns wirkt wie ein andante cantabile gegenüber diesem furchtbaren Spektakel. Wer jung ist und über gute Nerven verfügt, freut sich vielleicht des Getöses; für ältere Nerven, für deutsche Nerven, und besonders die eine längere Eisenbahnfahrt hinter sich haben, ist das kein Kusenthalt.

Nach ausgezeichneter Ruhe, erfrischt und verjüngt, schlenderte ich am nächsten Morgen dem Hafen Santa Lucia zu und treffe nach wenigen Schritten auf das kolossale, finstere, schwarze Gemäuer des Castel Nuovo mit seinen vielen gewaltigen Gattürmen auf einer hügeligen Erhebung zum Himmel starrend, das schönste Haus Italiens, wie mein Freund sagte. Eine Barke legt beim Castel del Ovo den Reisenden auf den Salondampfer über, der nach Capri fährt. Nach dem Geratter und dem Gedränge auf den Eisenbahnen ein herrlicher Genuss, auf dem schönen Schiff still und leise durch den Golf von Neapel zu gleiten. Ein strahlender Morgen, blauer Himmel ohne Wolken, blaues Meer ohne Wellen! Droben der alte Vesuv raucht ruhig seine Morgenpfeife und unten die weißen Dörfer zu seinen Füßen schlafen, Herculaneum und Pompei, ihren tausendjährigen Schlaf. Im Osten erhebt sich der schneebedeckte Monte Sant Angelo wie eine silberglänzende Schildwacht über Sorrentos Drangenhainen, und weit in der Ferne, verhüllt in rosigem Schleier, erwacht die Sireneninsel. Die Mitreisenden sind Italiener, Amerikaner, Engländer, Franzosen und Nordländer; Deutsche trifft man überhaupt nur ganz vereinzelt. Hier auf dem Schiff hatte ich jedoch bald die Beruhigung, nicht der einzige Deutsche zu sein; drei sichernde Dackfische verrieten sich durch weithin hörbare sehr harmlose Unterhaltung als Deutsche, und zwar als Sächsinne; ich fühlte mich nicht aufgefordert, von meiner Landsmannschaft Gebrauch zu machen.

An der grande Marina in Capri harren des Wanderers, dessen Ziel Anacapri ist, die zierlichsten kleinen Wagen, bespannt mit frischen, wohl gepflegten und gefütterten kleinen Pferdchen; sie sind alle festlich geschmückt, tragen rosa und blaue Bänder in die Mähnen geflochten, und auf dem Kopf drei ungeheure, meterlange Federn, meist in leuchtenden Farben. Anacapri liegt bekanntlich am westlichen Teil der Insel und wird von Capri getrennt durch den gewaltigen Höhenzug des Monte Solaro, der nördlich und südlich mit steilen Felsenstürzen ins Meer herabfällt. Die Straße nach Anacapri, zum Teil frisch geschottert, zum Teil nicht geschottert, ist in den Felsen abhang hineingehauen und umkreist den Abfall in bedeutender Höhe, um nach Anacapri umzubiegen; ein fast schwindelerregender Anblick, zumal das leichte Gefährt auf unregelmäßigem Boden bedeutend hin- und her- und auf- und niederlauft und wirft. Dazu fängt an der schwindligsten Stelle unser Gäulchen auch noch zu galoppieren an; auf meine schüchterne Bemerkung, daß es nicht eile, daß man ruhig fahren könne, antwortet der Kutscher, sein Pferdchen entschuldigend: „E bambino“ — es ist noch ein Kind — also will es springen und muß man's springen lassen. Von der bekannten Tierquälerei des Italiener's hatte ich leider dann und wann Gelegenheit, mich zu überzeugen. Einen durch Peitsche und andere Reizmittel aufs äußerste aufgeregten Esel mit verzweifelt zurückgeworfenem Kopf auf der Landstraße im Wettlauf mit Pferden ein Wagenrennen aufführen zu sehen, hat für uns etwas Schmerzliches. Aber die Italiener schonen die eigenen Nerven nicht, geschweige die ihrer Tiere.

Ohne Fährnis gelange ich endlich ans Ziel, in die Arme und unter die Obhut meines Freundes. Versuche ich das Haus zu beschreiben, in dessen gastlichen Mauern ich einige glückliche Wochen zubringen sollte. Vom Süden Anacapris etwa eine Viertelstunde entfernt, inmitten endloser Olivenwälder, einsam und still, liegt ein Turm, 1360 von Mönchen erbaut, ein Bollwerk zum Schutz gegen die Sarazenen; ein gewaltiger Block, in dem sich übereinander vier große Säle befinden und der mit mächtigen Binnengefrönten ist, steht inmitten einer Anzahl unmittelbar angebauter oder frei daneben stehender Gebäude, alle von strahlendweißer Farbe und ohne sichtbare Dächer, d. h. nur gedeckt durch die bekannten dachtragähnlichen flachen Erhebungen, die man von unten nicht sieht. Der ganze Gebäudekomplex wirkt, von weitem gesehen, etwa wie eine mittelalterliche Burg.

Eines der im Garten stehenden einstöckigen weißen Gebäude wurde mir als Wohnung zur Verfügung gestellt. Vor einer Klucht von Zimmern lud eine geräumige Veranda, auf der sich ein alter Ziehbrunnen befand, und die geschmückt war mit den großen Amphoren, die man hier, antikem Muster nachgeahmt, viel sieht, zum Ruhen ein, mit dem Blick über die Felsen aufs tiefblaue Meer und hinüber nach Ischia; sie war umspannt, umwuchert von Rosen und Margariten in üppigster Blüte. Nicht weniger reizvoll war das Innere meiner privaten casa. Alttertümliche Möbel, gotische Stühle in Grün und Silber, über dem Bett eine mittelalterliche farbige Majolika-Madonna, auf allen Tischen verstreut, neben interessanten Büchern köstliche antike Reliefs; antike Delfinchen auf dem Schreibtisch, auf dem in alttertümlichem Tintengefäß Gänse-

federn staken. Gastfreundschaft hatte in zahllosen Basen die herrlichsten Blumen aufgestellt, die täglich erneuert wurden. Tagelang hätten die Schätze dieser köstlichen Räume allein mich fesseln und unterhalten können, wenn nicht die Schönheit der Landschaft mich herausgetrieben hätte, sowie die Neugier, das Zentrum des Ganzen, den Turm zu besehen. Die Säle desselben sind eingerichtet wie Museen. Wertvollste Stücke in Hülle und Fülle: Große wundervolle antike Reliefs, eine lebensgroße phidiasische Gewandfigur aus penthelischem Marmor, eine herrliche antike Maske von blendender Schönheit, ungezählte Madonnen aus ältester Zeit, teils von unberührbarer Ernsthaftigkeit, teils von einer Süße, in welcher Frömmigkeit, Naivität, Unschuld und kindliche Koketterie sich reizvoll mischen. Wie könnte ich alle diese Figuren aufzählen. Dazu prachtvolle alte Duryshalen und eine Fülle kunstgewerblicher feinsten Gegenstände und Schmucks. Unmöglich, ein Inventar aufzustellen und tausend Einzelheiten ohne Abbildung zu erläutern. Auch ein schöner Flügel befindet sich da, auf dem Schubert gebildet wurde, dem Abgott meines kunstsinigen und musikalischen Freundes. Ganz entzückend ist der von weißen Säulen umgebene Vorhof des Turms, erfüllt mit antiken Fragmenten, von welchem aus ein antikes Portal, mit gewundenen Marmorsäulen und köstlichen Reliefs, nach dem Garten führt und an dessen Anfang ein zierlicher Glockenturm steht, von welchem täglich um 12 Uhr drei fein abgestimmte Glocken süße Akkorde in die weiche blaue Luft hinaustragen, die zusammen mit dem Vogelgezwitscher und dem Bienengesumm eine seltsame Musik machen. Zum Schluß dieser ganz unvollkommenen und ungenügenden Darstellung erwähne ich noch, daß wir, da der Speisesaal im April noch zu kalt, die Mahlzeiten in einer kleinen gotischen Kapelle einnahmen, die mit köstlichen mittelalterlichen Figuren und Schätzen erfüllt war. Von der pikanten, würzigen italienischen Küche will ich schweigen; erwähnen nur, daß ich Gelegenheit hatte, meine zoologischen Kenntnisse zu erweitern durch persönliche Bekanntschaft mit manchem bisher unbekanntem Meerfisch, sowie meine botanischen, speziell gemüseologische an den zahllosen uns unbekanntem Gemüsen. Hier lernte ich auch zum ersten Mal rote Kaktusfrüchte, von Feigengröße, im Geschmack Melonen ähnlich, aber noch viel zarter duftend, kennen und verehren. Gartengewachsenen Weiskwein, rein und ohne künstliche Zutaten, nach Sonne und Erde schmeckend, durfte ich aus einem prachtvollen alten Muranofisch, wie wir sie auf den Gemälden des Kubens sehen, genießen, und hatte nur die Aufgabe, zu unterscheiden, welcher Wein nördlich, welcher südlich des Turms gewachsen war — so hat es der Mensch schwer.

Dieser Garten enthält stille Cypressenhaine, Olivenwälder, Weinrebenanlagen, Drangebäume, Zitronenbäume, üppig tragend, Feigenbäume und Cacteen von der Größe unserer Obstbäume. Das Haus ist umgeben und umrankt von einer Wildnis von gelben und roten Rosen, und der Boden bedeckt von den schönen Ananusbüschen. Myrthen- und Rosmarinsträucher atmen ihren feinen Duft aus. Zum ersten Mal sah ich Asphodelos mit seinen sechsstrahligen weißen Blütensternen, scharf gezeichnet mit schwarzen Linien. Wer vermöchte alles aufzuzählen, was hier wächst und wuchert und duftet unter der warmen Sonne.

Diese war uns ja meistens hold. Schön war es, wenn früh morgens die Strahlen der hinter dem Monte Solaro aufgehenden Sonne aus dem Meer über die Felsen heraufkletterten. Schön war es, wenn die Abendsonne unverhüllt und klar ins Meer tauchte. Schön waren die Abende im Vollmond, wenn weißer Marmor aus dunklem Grün aufleuchtete. Schön war es aber auch, wenn Stürme wütheten und der Sicht weißer Brandung hoch an den Felsen hinaufjüngelte; und schön war es auch, wenn das Abendlicht sich auf Wolken spiegelte, und Azurblau, Purpur, Orange auf ihn malte; wenn Gewitterstimmung in der Luft lag und im Westen schwefelgelber bedrohlicher Glast die Augen blendete, während im Osten Capri und Sorrent in warme Purpurbäue gehüllt waren; oder wenn Ischia tief blau drüben lag und dunkle Nebelwände von links und rechts vorrückten, während im Vordergrund auf klarem Meer ein dunkles Fischerboot schlief; oder wenn das Meer zerstückt erscheint durch Wolkenzüge, die wie ein Vorhang ganz tief hängen, aus denen es regnet, und Vorhang und Regen von der dahinter stehenden Abendsonne golden durchleuchtet wird. Ischia und das Meer sind violett rosa gefärbt, im Vordergrund purpurn, links vom Monte Solaro herunter flattern furchtbar zerzauste Wolkenbüschel — unmöglich die Fülle der farbigen Eindrücke zu schildern.

Gelegentlich zwang wohl auch der Regen, in stiller Klausur sich zu sammeln. Da las ich denn — was hier in Capri immer noch aktuell ist, denn die Italiener haben geschichtlichen Sinn und halten sich ihre große Vergangenheit gegenwärtig — über den Kaiser Tiberius, eine Arbeit von Stahr; eine, wie mir scheint, berechtigte Rettung des viel und lange verkannten Kaisers, der bekanntlich seine letzten zwölf Lebensjahre in Einsamkeit auf Capri verbrachte und sich an den schönsten Plätzen der Insel Villen baute; mehrere davon sind im Besitz meines Freundes, Tiberius' Name wurde wesentlich von Tacitus

verunglückt, nicht ganz unerklärlich. Tacitus gehörte zur aristokratischen Partei Roms und diese haßte den Kaiser, der den aristokratischen Provinzial-Statthaltern, die bis dahin aus den Provinzen Reichthümer gezogen hatten, scharf auf die Finger sah. Tiberius hatte schon als junger Mann viel zu leiden. Seine glückliche junge Liebesheute mit Vipsania Agrippina wurde durch Augustus gelöst, der seinem Stiefsohn und präsumptiven Nachfolger Tiberius die eigene Tochter Julia zur Ehe geben wollte und gab, um damit den Claudier durch die Verbindung mit julischem Blute thronfähig zu machen. Es wird erzählt, daß bald nach der Scheidung Tiberius die geschiedene geliebte Gattin zufällig in Gesellschaft traf und den tränenersfüllten Blick nicht wegwenden konnte von dem Platz, wo er die verlorene Geliebte gesehen, die ihn, wie der Arme erst später erfuhr, übrigens mit einem andern verraten hatte. Julia war nun bekanntlich ein Weib von solchen Sitten, daß sie schließlich selbst in Rom unmöglich wurde und von ihrem sehr liebenden Vater Augustus verbannt wurde nach einer der Ponza-Inseln, Ventotene, einem kleinen, länglichen Felseneiland, das man, als Voraussage schlechten Weilers, trotz der großen Entfernung von Anacapri aus deutlich sieht; ich habe es öfters gesehen. Tiberius hielt es mit dieser Frau nicht aus und verbannte sich selbst als junger Mann sieben Jahre nach Rhodos, wo er eifrig wissenschaftlichen Studien oblag. Später als Kaiser hat er das Reich gut verwaltet und bewahrt und erst der alte 70 jährige Mann zog sich aus Menschenverachtung in die Stille der Insel Capri zurück. Sehr unwahrscheinlich, daß er sich, wie Tacitus behauptet, 70 Jahre lang verstellte und seine schlechten Charaktereigenschaften unterdrückt habe, um ihnen dann auf der einsamen Insel die Zügel schießen zu lassen. Tiberius war offenbar einer der tüchtigsten, gerechtesten römischen Kaiser, wenn es ihm wohl auch an menschengewinnender Liebeshüchlichkeit des Benehmens gefehlt, an der leichten Art zu leben, wie sie Germanikus besaß, und er schließlich menschlicher wurde. Glücklich Wochen übrigens, in denen man sich wegen Tiberius aufregen konnte und vergaß, wegen der deutschen Gegenwart zu leiden. Man hatte und las keine deutschen Zeitungen und den Corriere della Sera, den sich mein Freund abends von seiner Sekretärin vorlesen ließ, verstand ich nicht. Man hatte die Kraft, die deutsche Gegenwart eine Zeitlang zu ignorieren, und man tat es bewußt, um den Erfolg der kräftigenden Kur nicht zu stören.

Das schloß nicht aus, daß man gelegentlich mit Mitgefühl auf die enthusiastische nationale Bewegung in Italien sah, auf die mit grün-weiß-roten Fähnchen umherziehende, uniformierte, patriotische Lieder singende Jugend, auf die überall hervorbrechende Begeisterung für das Vaterland. Selbst in dem kleinen Anacapria betrachtete ich des öfteren solche Umzüge der uniformierten Jugend mit Fahnen und Gesang. Auch turnerische, militärische Übungen wurden mit großem Eifer veranstaltet; z. B. die Jugend stellt sich in Reihen zu zwei und zwei auf, auf Kommando läßt sich das vorderste Paar in Kniebeuge nieder und hüpfte in Kniebeuge, frohlockend, nach vorn, soweit es eben gehen will; bald enden die Sprünge in einem lustigen Gepurzel am Boden. Die Übung sieht zwar nicht übermäßig stattlich aus, ist aber gewiß gut.

Die Jugend Anacapris — über Capri habe ich kein Urteil, das übrigens in seinem ganzen Habitus mehr auf die Fremden zugeschnitten ist, während Anacapri in unberührter Natur verharrt — macht überhaupt einen guten Eindruck. Die Mädchen, schöne, steil aufgerichtete kräftige Gestalten, wozu ihnen das Tragen von Amphoren und Vasen aller Art auf dem Kopf mit verhilft, sind von freimütiger natürlicher Heiterkeit; man beobachtet keine Spur von Verdorbenheit; alles wächst gesund und unverkünstelt kräftig auf, wie die Flora auf diesem segneten Boden. Und außer dieser ursprünglichen Natürlichkeit glaubte ich auch einen Einschlag der uralten Kultur zu sehen, unter der dies Volk lebt. Die Capreser sind alte Griechen. Capri war eine der ersten griechischen Kolonien in Italien und die griechische Rasse konnte sich in der Abgeschlossenheit dieses Eilandes besser und ungetrübt erhalten als in der parthenopäischen Republik des Festlandes, wo sie tausend Vermischungen erfahren mußte.

Wenn ich diese Capreser Landleute im allgemeinen vergleiche mit den mir bekannten deutschen Bauern, so kommt es mir vor, als ob jene vollständiger durchgebildet wären als diese, in ihren Körpern und vor allem Gesichtern, da die Meisterin Natur an jenen Gestalten schon so viel länger bildend gearbeitet hat als an diesen. Jene sind vollkommener, fertiger, aber auch fertig, abgeschlossen; diese sind noch unausgebildet, noch roher, unfertig; eben auch jünger, von uralter Kultur noch nicht so vollständig durchgearbeitet; jene sind alt, diese sind jung; jene sind fertig, diese sind unfertig, d. h. sie haben noch eine lange große Zukunft der Entwicklung zur Fertigkeit vor sich, während die Entwicklung jener abgeschlossen ist. Daher kommt es wohl auch, daß wir solchen alten Kulturvölkern als rohe Barbaren erscheinen.

Auffallend war mir, schon früher, jetzt ganz entschieden, die große Häufigkeit des sog. griechischen Profils bei den Mädchen und Frauen. Es ist ja viel darüber geschrieben, ob

das griechische Profil eine freie künstlerische Erfindung sei oder ob es von der Natur wenigstens inspiriert und dann gewiß von Künstlern weiterhin stilisiert worden sei. Ich glaube das letztere ganz bestimmt. Die heute noch bei den Nachfahren der Griechen so häufige Erscheinung des griechischen Profils konnte ihrer Schönheit wegen den Künstlern nicht verborgen bleiben, die sie aufgriffen und weiter verarbeiteten.

Besonders auffallend trat dieses Profil aus der Verhüllung schwarzer Schleier hervor, die die Frauen und Mädchen im Dom bei feierlichen Anlässen trugen. Ich war mehrmals daselbst und wohnte solchen Feiern bei. Es traten einmal zwei von Neapel verschriebene Oratori auf, glänzende Redner in der Tat, bei deren Anhören und Wirken man an die berühmten Redner des klassischen Altertums erinnert wurde. Unserem Geschmack nach schienen jene Oratori mit ihrem Pathos, mit ihren Gestikulationen und mimischen Ausdrucksbewegungen vielleicht die Grenzen zu überschreiten, die wir dem Aufsitzen in der Kirche ziehen; unser Geschmack hätte diese Herren, mit ihren schönen Tenören und Baritonen, die sie zwischendurch auch singend hören ließen, eher aufs Theater verwiesen. Ja, sie wären uns sogar auf dem Theater noch zu theatralisch erschienen. Aber wir haben kein Recht, unsern Geschmack so unmittelbar für den allein richtigen, allgemein geltenden zu halten. Das italienische Volk erscheint uns selbst durch und durch theatralisch, sein Ausdruck zu lebhaft und übertrieben. Für den italienischen Geschmack haben jene Redner den Ausdruck nicht übertrieben, er war ihm entsprechend. Jeder Redner, wo er auch stehe, will und muß auf seine Hörer wirken; bei uns wirkt er mit anderen, zurückhaltenderen Mitteln, aber er sucht eben mit diesen auf uns aufs stärkste zu wirken. Tut er dies nicht, so langweilt er und verfehlt seinen Zweck. Bei uns erreicht der Redner vielleicht durch eine leise Handbewegung, eine mäßige Erhebung oder ein Verhalten der Stimme dieselbe Wirkung wie dort durch viel größere Mittel. Wir Nordländer arbeiten mit anderen Mitteln als die Südländer; der gewollte Erfolg ist bei beiden derselbe. Das Ganze ist eine Frage der Aesthetik.

Ich muß endlich noch eines Besuchs auf einer zweiten Villa meines Freundes gedenken, die ich für das schönste Haus in Italien erklären möchte, was Baulichkeit, Einrichtung und Lage betrifft. Hoch am Abhang des Monte Solaro gelegen, die Wendung von der Anacapreser Seite nach Capri zu gewinnend, wo sich der herrliche Blick auf das unten liegende Capri mit seinen phantastischen Felsbildungen, auf die Sorrentiner Gebirge und Vesuv und den ganzen Golf von Neapel, nach Südosten auf die herrlichen Ufer von Amalfi bis nach Solerno hin; alles in lichter Blau getaucht und umspült von dem blauen Meer, steht das schlank weiße Gebäude mit heiteren Zinnen, scharf gegen den tiefblauen Himmel abgezeichnet, das Haus, in dessen Innerem die allerhöchsten und wertvollsten Schätze verwahrt sind, u. a. ein ägyptischer Horus, ein Sperber von über Meterhöhe aus schwarzem Basalt. Von der Villa gegen die Richtung Capri hin erstreckt sich ein lauschiger Garten, nach der Felsseite durch eine stille Cypressenallee begrenzt, in der sich, von Ephen fast bedeckt, ein wundervolles etruskisches Grabrelief befindet; nach der Meerseite zu eine im den Felshang herumgeschwungene Säulenfolge, Pergola, rechts und links von Antiken flankiert, und an der Spitze, wo der weite Ausblick vollendet ist, zwischen zwei Marmorsäulen, lagert, mit dem Blick auf die Landschaft, ein etwa zwei Meter langer ägyptischer Sphinx aus rotem Granit, eine starre dunkle Silhouette darstellend gegen den duffigen, fliehenden, fernen lichtbläulichen Hintergrund der Berge und des Meeres. Ein unvergeßlicher größter Eindruck. Ein schmaler Felsenpfad windet sich noch ein kleines hinauf zu einer Kapelle mit den Resten eines tiberianischen Gemachs, von dem drei Wände, pompeianisch rot mit Malereien, sowie der Mosaikboden freigelegt ist.

Noch eines stimmungsvollen landschaftlichen Platzes muß ich gedenken, des an der Südwestecke der Insel steil am Felsabhang aufgerichteten Wachturms, des Torre della Guardia, von dem aus man einen herrlichen Blick auf den unten liegenden Leuchtturm und die Felsabhänge und Felsenbuchten genießt, die der weiße Saum des brandenden Meeres umschließt. Hinter diesem Turm befindet sich ein kleiner Pinienhain, der eine kleine Wohnung, ein weißes einstöckiges, zinnenverzerrtes Gebäude fast verdeckt. Wir waren bei einem gewaltigen Sturm dort oben, der furchtbar um diesen exponierten Vorsprung heult; die Pinien beugten sich und ächzten, von ferne rauschte das brandende Meer. Es war eine unheimliche Einsamkeit zwischen gähnenden Felsabgründen. Eine König-Bear-Stimmung.

Aber nun genug, die Feder ist doch zu schwach, alle die gewaltigen Schönheiten Anacapris festzuhalten.

Ich fuhr endlich ab, ein heroischer Entschluß, den ich ganz allein entgegen bedeutenden, lebenswürdigen Widerständen aufbringen mußte, aber doch schließlich ausbrachte. Dem Neapeler Museum wurde ein Tag gewidmet; die Beschreibung dieses allbekanntesten herrlichsten aller Museen sei mir erlassen. Am gings zum Schluß nach Pompei, diesem Traum. Herrlich die

Fahrt auf der ferrovia circumvesuviana durch alle die am Fuß des Vulkans gelegenen Dörfer, herrlich der Blick vom Torre del Greco auf das verlassene Capri, das wie ein großer Felsen- spinn im Meer lagert, herrlich zurückzuschauen auf San Elmo, das sich über Neapels Häufergewirr erhebt.

Nachts langte ich in Pompei an und fuhr in das empfohlene Albergo del Sole, der alten Zufluchtsstätte der deutschen Wanderer, Künstler und Archäologen. Vor meinem Schlafzimmer befand sich eine geräumige Terrasse nach dem Garten, in welchem Zitronen- und Orangenbäume reichbeladen mit Früchten standen, so wie man Kindern bei uns die Apfelbäume mit roten Tüpfeln bedeckt malt.

Glück muß der Mensch haben, besonders auf Reisen. Mein Glück am ersten Tag in Pompei bestand darin, daß „die Stadt“ geschlossen war, wegen eines Faschistenfestes, und daß ein Sandsturm herrschte, der das Ausgehen zur fliegenden Robertiade machte. Der Scirocco hatte echten rotbraunen Wüsten- sand importiert, der die Atmosphäre bis fast zur Undurchsichtig- keit erfüllte, so daß der nahe Besuch meist unsichtbar blieb. Der Sturm war so stark, daß der Wanderer öfters Bäume um- armen mußte oder gar sich sehen mußte, um nicht umgeweht zu werden. Er konnte jedoch das Wandern nicht lassen. Auch ist es für einen Karlsruher Bürger kein alltägliches Vergnü- gen, im Samum spazieren zu gehen, den Sand der Sahara zu atmen und zu essen; auch wird ihm nicht alle Tage — ich sage nicht Sand — aber Wüstenland in die Augen gestreut. Es war in dieser unheimlichen heulenden rotbraunen Halbnacht eine wahre Pompei-Untergangsstimmung dem Reisenden ge- schenkt. Ja das Glück verkampt sich unter mancherlei Tarn- helmen. Daß die Stadt geschlossen war, nötigte mich, den gan- zen Tag um sie herumzuschleichen, sie von allen Seiten zu um- gehen und zu belauern, die mannigfachen Ansichten zu ge- winnen und zu zeichnen, und somit ein Gesamtbild der Lage der Stadt aufzunehmen, das ich nicht kennen gelernt hätte, wäre ich gleich durch das Eingangslöcher der Porta Marina ins Innere der Stadt hineingeschlüpf. Es war ein anstrengender und ermüdender Tag, aber verbracht in steigender Lust und Begeisterung, gekrönt am Abend noch durch zwei wundervolle Bilder. Ich hatte einen Zugang ausgefunden, der mich un- mittelbar an die Stadt heranzuführte: unter mir lag die Porta Stabiana, vor welcher große marmor- ne Halbbrunde angelegt und erhalten waren und hinter welcher man die lange via Stabiana aufsteigen sah bis zu den fernen Pinien an Porta Vesuviana; links die Gladiatorenkaserne, die Theater und das Foro triangulare. Endlich erklomm ich noch mit letzter Kraft einen steilen Hügel, von dessen Rand ich das Amphitheater mir zu Füßen liegen sah, im fernen Hintergrund die Stadt. Wenige Tage haben sich mir so mächtig in die Erinnerung ein- gegraben als dieser Glückstag der samumverhüllten verbotenen Stadt. Und wie schmeckte der Cafe nero auf der Straße gegen- über Sta. Rosalia. Die Gartenwege des Hotels waren besät mit Orangen und Zitronen und Eucalyptuszwiegen, die der Sturm herabgeschüttelt hatte.

Zwei glückliche Tage verbrachte ich dann im Innern von Pompei. Ich darf die Bekanntheit der Stadt voraussetzen. Das gleichzeitige Publikum, das darin lebte, waren außer Italienern meist Engländer und Amerikaner. Es fehlte nicht das Bild der Dame, die sich in einer Sänfte durch die Trümmer tragen ließ, der Scharen von jugendlichen Misses, die offenen Mundes dem Führer folgten, der ihnen die Wunderdinge er- klärte: das ist der Tempel of Isis usw. Erwähnen möchte ich nur den Besuch einer neu ausgegrabenen herrlichen Villa außerhalb des Herculaneischen Tors, also auf dem Land ge-

legen. Halbverschüttet stehen noch die Säulen des Peristyls. Der Glanzpunkt ist ein großer Saal mit wundervollen figuren- reichen Fresken; die Farben leuchten, wie wenn das Bild gestern gemalt wäre; die große Komposition ist von einer Vol- lendung, die Haltung und Bewegung der Figuren von einer natürlichen Freiheit und Anmut, der Ausdruck der schönen Gesichter von einer Lebendigkeit und hinreißenden Kraft, daß ich mich der Ueberzeugung nicht erwehren konnte, die durch die Eindrücke der antiken Malerei im Neapler Museum ver- stärkt war, daß die antike Malerei auf derselben Höhe gestan- den habe als die antike Plastik; wie sollte es auch anders sein!

Die wenigen Nachmittagsstunden, die dem Heimreisenden in Rom zur Verfügung standen, benutzte ich zu einer Rund- fahrt durch die Stadt, um deren Hauptzüge im Gedächtnis auf- zufrischen. In S. Pietro war wieder dasselbe Bild, das ich aus früheren Jahren mitgebracht hatte; es wurden die Zu- rüstungen zu einer demnächstigen Feier vorgenommen. Bärm und Muse hallten durch den Raum. Am Altar wurde die elek- trische Beleuchtung geprobt; die großen Pfeiler waren mit rotem Stoff behangen. Majestätisch und gewaltig wirkte die Engelsburg. Ueber die formschöne Piazza del Popolo, an der festlichen spanischen Treppe vorbei, entlang dem gewaltigen Colosseum, ging die Fahrt bis zum Lateran und zurück zur Piazza Venezia. Nun ging's zu Fuß durch enge Gäßchen, hin- auf zum Capitol; die Wölfin wurde begrüßt, die hohe Treppe zu M. ara celi bewundert, Mare Aurel angestaunt und dann auf einer Steinbank geruht, von der der Blick über das Fo- rum und die Abhänge des Palatin in Erinnerungen schweift.

Zum Schluß gönnte ich mir einen Spaziergang durch das promenierende vornehme Rom auf dem Corso von Piazza Venezia bis Piazza Colonna. Hier konnte man das Neueste der Mode erblicken; ich hätte gewünscht, eine Frau zu sein, um zum vollen Genuß der eleganten farbigen Gestalten zu kom- men, die hier, geschminkt und gepudert, zart und grazios auf und ab wandeln; über der ganzen Straße lag ein Parfüm ausgebreitet. Das vielgenannte National-Denkmal, diese Fülle blendenden Marmors, in Treppen und Terrassen hoch aufsteigend, durch goldene Reiter, Nischenfiguren und Figuren- gruppen unterbrochen, ein Symbol des italienischen Geistes, stolz, üppig, festlich, pathetisch, theatralisch, dieses National- Denkmal gewann am Abend einen besonderen Reiz, wenn man auf diesen mächtigen Hintergrundsabschluss des großen Corso zurückblickte und die Marmormassen bei der untergehenden Sonne in Purpurrosenfarbe erstrahlten.

Es war ein großer Kontrast, gegenüber den zierlichen, gemalten römischen Damen am nächsten Tage in Bozen (Bol- zano!) von einer großen blonden hämmigen biedereren Tiro- lerin bedient zu werden, und schmerzliche Gefühle wurden wach vor dem Standbild Walters von der Vogelweide, und in dem freundlichen alten urdeutschen Städtchen mit seiner urdeutschen Bevölkerung, die alle jetzt unter italienischer Flagge stehen. Und groß war auch der Kontrast zwischen der üppigen, eleganten, heiteren römischen Bevölkerung und den gedrückten, ärmlichen, grauen Gestalten, die in München den Platz vor dem Bahnhof füllten, vielmehr leer liefen. Ich war wieder in Deutschland. Der glänzende sorglose bunte Traum war verflogen und das Erwachen war schmerzlich; aber noch spielen in den trüben Alltag glückliche Bilder der Erinnerung hinein und werfen bescheidene Lichtlein auf den grauen Hin- tergrund unseres deutschen Lebens; so vergoldet etwa ein beglückender Traum der Nacht die farblosen Gestalten und Er- lebnisse des Tages und schenkt ihnen von seinem Licht und Glanz und seiner Wärme.

## Hans Adalbert Berger / Zwei Sonette.

### Zeitgeist.

So ziehen wir hin in immer gleichen Kreisen  
rund um den Berg, der sich gigantisch türmt,  
Noch keiner hat dies Schicksal je bestürmt,  
den es nicht niederschlug mit kaltem Eisen.

Wir nähren uns von altgewohnten Speisen,  
nur daß gedoppelt Salz sie schwachhaft firmt.  
Vor lauem Trank sind wir nur dann gesirmt,  
wenn wir ihn alkoholisch unterweisen.

Im Kusse liebt man stumm nicht Mund auf Mund,  
wenn auch zum Schein in diesem alten Zeichen:  
Schon öffnet Hier den zahnlos greisen Schlund.

Der Tod selbst mäht uns hin mit trunkner Hand,  
daß wir nicht furchtsam mehr erblickten  
und blicken irr in sagenhaftes Land.

### Trost.

Was wißt ihr, eingehellt in Scheinpaläste,  
von meinem irdisch dumpfen Köhlerlein.  
Und doch wär' Sucht, mich daraus zu befreien,  
nur Ruhm für euch, für mich verlogne Geste.

Zwar sind's dem Wagen wunderfalte Feste,  
wenn weit sich öffnet eures Wohlstands Schrein,  
Festschwer der Schritt umtanzt des Lieds Schamel'n  
bis es, Heimmeh, aufschreit im Hohn der Gäste.

Uns trennen Welten so wie Falsch und Wahr,  
wie Nein und Ja urewige Feinde sind.  
Doch sagt ihr Nein nur, daß ich froh bejahe.

Von eitlen Süchten weiß ich mich ganz bar,  
ich bin in dem, was euch befahrt, ein Kind  
und schweif' wie es beglückt ins Fern' und Nahe.